

Robinson und die Flüchtlinge im Dschungel

Text: Gunhild Aiyub

Illustrationen: Peter Laux

Ein Dröhnen dringt durch die stille Nacht. Schnell kommt es näher. Mahalingam und seine Eltern stürzen aus dem Haus. Kleine Lichtpunkte schweben über dem Dorf. Im nächsten Moment reißt der Vater seine Familie ins Gebüsch und wirft sich schützend über sie. Eine ohrenbetäubende Explosion übertönt das Dröhnen der Flugzeugmotoren. Die Erde unter Mahalingam zittert. Er will schreien, doch der Körper seines Vaters liegt schwer auf ihm.

Plötzlich kann er wieder durchatmen. Sein Vater ist auf die Seite gerollt. Mahalingam und seine Schwester Jeeva springen auf. „Papa, Mama, schnell, wir müssen hier weg!“, rufen sie. Ihre Mutter kniet neben ihrem Mann. Sie weint. Zuerst begreifen sie nicht. „Schnell, steht auf!“, betteln sie verzweifelt. Doch ihr Vater rührt sich nicht mehr. Um sie herum ist das ganze Dorf auf der Flucht. Nachbarn rennen an ihnen vorbei in den Dschungel. Schreien sie an, sie sollen mitkommen. Jemand reißt die Mutter vom Boden hoch, sie greift nach ihren Kindern. Verstört jagen sie hinter den anderen her. Mahalingam dreht sich im Laufen noch einmal um. Sein Vater liegt allein auf der Wiese neben dem Haus. Das ganze Dorf ist ein Feuerball. „Mahalingam“, hört der Junge plötzlich seinen Vater rufen. Er will zu ihm laufen, aber seine Beine scheinen am Boden

festgeschraubt zu sein. Er schreit und rudert mit den Armen. „Mahalingam?“

Er schlägt die Augen auf. Seine Mutter beugt sich über ihn. „Hast du wieder geträumt?“ Der Junge nickt. Nachts kann er oft nicht schlafen. Die Erinnerungen an die Flucht aus seinem Dorf halten ihn wach. Dabei ist das alles schon zehn Jahre her. Aber wenn der 16-Jährige dann doch einschläft, kommen die schrecklichen Träume. Müde reibt er sich die Augen. Durch das Blätterdach der Bäume züngeln die ersten Strahlen des neuen Tages. Sie beleuchten eine kleine Gruppe von Personen, die in Decken eingerollt auf dem Boden schlafen.

Ein Schrei in der Dämmerung

„Ich kann nicht mehr schlafen“, sagt Mahalingam und steht auf. „Ich geh‘ mich schon mal waschen.“ Er schnappt sich ein anderes T-Shirt und verschwindet im Dickicht.

Plötzlich ertönt hinter ihm aus dem Lager ein dumpfer Aufprall und wildes Geschrei. „Nein!“, denkt er verzweifelt. „Hoffentlich ist das kein Überfall!“

Seit zehn Jahren ist Mahalingam mit seiner Schwester Jeeva und seiner

Mutter auf der Flucht vor den Tamil Tigers und den Regierungssoldaten. Einige Male haben sie bei Verwandten in verschiedenen Dörfern Unterschlupf gefunden. Dann hörten sie von anderen Flüchtlingen, die durch den Ort kamen, dass in der Nähe Kämpfe ausgebrochen waren. Also packten sie wieder ihre wenigen Sachen und flüchteten mit ihren Verwandten zum nächsten Ort. Manchmal versteckten sie sich im Dschungel.

Seit ein paar Tagen ging das Gerücht um, die Kriegsparteien ständen kurz vor einem Waffenstillstand. Die Erwachsenen trauten dem Gemunkel nicht. Sie waren schon einmal auf solche Gerüchte hereingefallen. Einige Zeit später brachen die Kämpfe wieder aus. Trotzdem hatte Mahalingams Mutter beschlossen, in ihr Dorf zurückzukehren. Sie wollte sehen, ob das Gerücht stimmte. Andere Flüchtlinge, die aus der gleichen Gegend kamen, hatten sich ihnen angeschlossen. Ihre Gruppe bestand jetzt aus zwölf Personen – fünf Kindern und sieben Erwachsenen.



„Bloß jetzt kein Überfall, jetzt, wo wir endlich wieder nach Hause gehen!“, denkt Mahalingam.

Entschlossen schnappt er sich einen dicken Ast. Leise schiebt er sich durch das Gebüsch. Das Geschrei im Lager ist verstummt. Hoffentlich kommt er nicht zu spät. Sein Herz klopft bis zum Hals. Er ist nur noch wenige Schritte von seinen Leuten entfernt. Vorsichtig schiebt er einen Ast beiseite und schaut hinüber zum Lager. Alle Bewohner sind wach. Mit Ästen und Messern bewaffnet stehen sie im Kreis um etwas herum, das auf dem Boden liegt.

„He, was ist passiert?“, schreit Mahalingam und stürzt zu ihnen hinüber.

Der Kreis öffnet sich, und er sieht einen fremden Jungen im Gras liegen. Er steckt in kurzen blauen Hosen und trägt eine Brille. Aber das Auffälligste an ihm sind seine Haare. Sie sehen aus wie eine Mischung aus Curry- und Paprikapulver. Entgeistert starrt Mahalingam den Jungen an.

Robinson in Gefahr

Zur gleichen Zeit schwört sich Robinson, dass er nie, nie, nie wieder mit dem Zauberbuch irgendwo hinreisen wird. Er wird dieses Buch überhaupt nie mehr anfassen! Das heißt, wenn er das hier überleben sollte. Er hatte im Zauber-

buch geblättert und ein Foto von Mahalingam und seiner Gruppe im Urwald gesehen. Ohne lange nachzudenken hatte er sich in das Foto hineinzaubern lassen. Ihm war überhaupt nicht klar gewesen, in welche Gefahr er sich damit brachte. Dass die Leute, vor deren Nase er auf seinen Zauberreisen buchstäblich vom Himmel fällt, immer ganz erschrocken sind, ist er ja gewöhnt. Aber dass sie so voller Panik auf ihn losgehen, hat er nicht erwartet.

„Ha... hallo, i...i...ich bin Robinson“, stottert er und mustert ängstlich die Stöcke und Messer. „Ich hab’ euch wohl einen ziemlichen Schreck eingejagt, was? Das wollte ich nicht, tut mir Leid.“ Er schluckt.

„Könntet ihr nicht diese Dinger runternehmen? Ich bin unbewaffnet.“

Mahalingam und die anderen lassen die Arme sinken. „Wer bist du? Was machst du hier? Wo kommst du her? Bist du von den Tigers oder den Regierungstruppen?“, fragen alle durcheinander.

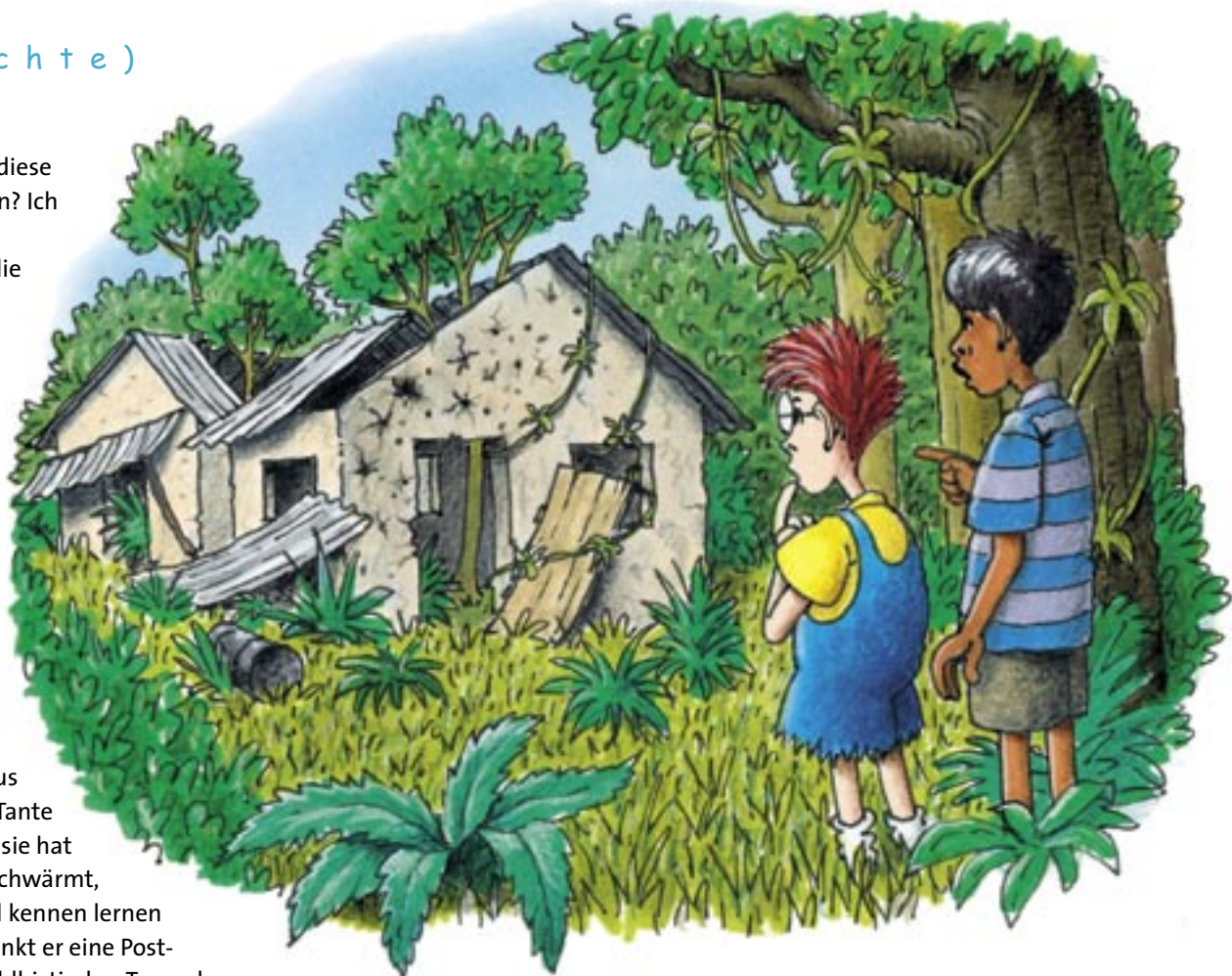
„Tiger? Was für Tiger? Seh' ich aus wie ein Tier? Und wieso Truppen? Ich bin doch kein Soldat! Ich komme aus Deutschland. Meine Tante war in Sri Lanka, und sie hat so von dem Land geschwärmt, dass ich es gerne mal kennen lernen wollte.“ Dabei schwenkt er eine Postkarte, auf der ein buddhistischer Tempel zu sehen ist.

Die Flüchtlingsfamilien sehen ihn verständnislos an. Mahalingams Mutter ergreift als erste das Wort: „Du musst doch hungrig sein, wenn du von so weit her kommst, oder?“, fragt sie, reicht Robinson die Hand und hilft ihm aufzustehen. „Jetzt gibt's erst mal Frühstück. Mahalingam, wolltest du dich nicht waschen?“

Ein geschäftiges Treiben beginnt. Feuer werden entfacht, und die Frauen kochen in einfachen Töpfen und alten Konservendosen Reis. Mahalingams ältere Schwester rührt schweigend im Essen herum. Ihre Augen blicken ins Leere. „Sie hat in den letzten zwei Jahren kaum ein Wort gesagt“, sagt ihre Mutter traurig. „Die Tamil Tigers haben sie geholt, als sie noch Kind war.“

„Entschuldigung“, sagt Robinson, „aber wer sind denn eigentlich diese Tigers?“

„Das sind die Rebellen, die aus diesem Gebiet hier ihren eigenen Staat machen wollen. Sie kämpfen gegen die Armee der Regierung, die das natürlich verhindern will. Die Tigers haben Jeeva auf dem Schulweg geschnappt. Sie war



erst acht Jahre, trotzdem haben sie sie zur Soldatin ausgebildet. Wir haben sie jahrelang nicht gesehen. Nachdem wir aus unserem Haus geflüchtet sind, haben wir sie eines Tages in einem anderen Dorf wiedergetroffen. Sie irrte umher und wusste nicht, wo sie war. Ich weiß nicht, was die Tigers mit ihr gemacht haben. Ob sie Menschen umbringen musste. Sie kann nicht darüber reden. Jedenfalls muss sie Schreckliches erlebt haben, dass sie so verstört ist.“ Verstoßen wischt sie sich über die Augen.

Robinson weiß nicht, was er sagen soll. Kinder, die als Soldaten ausgebildet werden? Kinder, die töten sollen? Was ist bloß in diesem Land los?

Die Flüchtlingsgruppe lässt sich zum Essen auf dem Waldboden nieder. Jeeva sitzt Robinson gegenüber. Plötzlich fängt sie an zu kichern. Alle sitzen wie erstarrt. Jeeva zeigt mit dem Finger auf Robinson und fasst sich in die Haare. Erlöst lachen alle auf. „Das ist das erste Mal seit zwei Jahren, dass sie lacht“, sagt Mahalingam. „Ich wünsche mir so sehr, dass sie wieder so wird wie früher.“

Er hat Robinsons Postkarte in die Hand

genommen und buchstabiert mühsam die beiden Wörter auf der Vorderseite: „Schri Lanka.“

„Sri Lanka“, verbessert ihn Robinson und wundert sich, dass der 16-Jährige offenbar Probleme mit dem Lesen hat.

„Nein, in unserer Sprache heißt das Schri Lanka. Ich war leider nur wenige Wochen in der Schule, bevor wir geflüchtet sind. Meine Mutter hat mir das Alphabet und ein bisschen Rechnen beigebracht.“

Minen auf der Wiese

Nach dem Essen packen alle ihre wenigen Sachen zusammen. Die Feuerstelle wird zugeschüttet, das niedergetrete Gras mit Zweigen aufgerichtet. Auf den ersten Blick sollen keine Spuren erkennbar sein. Dann brechen sie auf. Mahalingam und Robinson gehen als Späher vorneweg. Sie kämpfen sich durch dichtes Unterholz, ab und an stoßen sie auf einen Trampelpfad, den Elefanten hinterlassen haben. Sie versuchen, sich so lautlos wie möglich fortzubewegen, horchen auf jedes Knacken im Gebüsch.

Robinsons Herz schlägt bis zum Hals. Die restliche Gruppe folgt in einigem Abstand. Solange sie nicht mit eigenen Augen gesehen haben, dass der Krieg vorbei ist, haben sie Angst vor Angriffen.

Einmal stoßen sie auf ein Dorf, das offenbar vor langer Zeit zerstört und verlassen wurde. Die Häuser sind nur noch Ruinen. Sie haben keine Dächer mehr, die Wände sind von Kugeln durchsiebt, Fenster und Türen fehlen. Im Laufe der Jahre hat der Urwald das Dorf zurückerobert – aus den deckenlosen Zimmern ragen Bäume, Schlingpflanzen winden sich um leere Fensterhöhlen. Robinson läuft ein Schauer über den Rücken. „Das ist ja furchtbar“, sagt er. „Hoffentlich konnten sich die Bewohner alle retten.“

„Mein Vater konnte sich nicht retten, als unser Dorf angegriffen wurde.“ Mahalingam gibt einem Stein einen harten Tritt. Er hat Robinson inzwischen seine Geschichte erzählt. Und dass er sich nichts sehnlicher wünscht, als endlich wieder nach Hause zu gehen.

Auf einer Wiese sieht Robinson etwas schwarz-metallisch glänzen. „Was ist das denn?“, ruft er neugierig und hat schon einen Schritt nach vorne gemacht, als Mahalingam ihn mit aller Gewalt zurückreißt.

„Was ist denn los?“, fragt Robinson unwirsch. „Ich wollte doch nur...!“

„Bist du lebensmüde?“, zischt Mahalingam, „die Wiese ist total vermint!“

„Wie, vermint?“

„Beide Kriegsparteien haben zigtausende von Minen vergraben, heißt es. Wenn du auf so eine Mine trittst“, Mahalingam wirft die Hände in die Luft, „puff, fliegst du mit ihr in die Luft!“

Panzer auf der Hauptstraße?

Robinson zittern noch im Nachhinein die Knie. Bei jedem Schritt, den er macht, fragt er sich, ob hier vielleicht auch Minen liegen. Er kann sich überhaupt nicht vorstellen, wie Mahalingam und

die anderen Kinder in der Gruppe bisher gelebt haben. Ständig auf der Flucht zu sein, immer Angst haben zu müssen, nirgendwo richtig zu Hause zu sein. Robinson ist ziemlich mulmig zumute. Das hier ist kein Kinderspiel. Es geht wirklich um Leben und Tod. Was ist, wenn das mit dem Waffenstillstand nicht stimmt? Wird das Zauberbuch ihn rechtzeitig zurückholen? Aber Mahalingam hat kein Zauberbuch. Robinson wünscht sich, er könnte die ganze Gruppe in Sicherheit zaubern. Er ist so in Gedanken versunken, dass er mit Mahalingam zusammenstößt, der plötzlich stehen geblieben ist.

„Pssst! Hörst du das auch?“

Ein entferntes Brummen dringt an ihr Ohr. Mal schwillt es an, mal verstummt es. „Hört sich an wie eine Autostraße“, sagt Robinson. Die Jungen warten, bis die restliche Gruppe zu ihnen stößt.

„Wir müssen in der Nähe der A9 sein“, sagt Mahalingams Onkel. „Das ist die Hauptstraße, die den Süden der Insel mit dem Norden verbindet.“





„Die Straße des Todes?“, fragt eine Frau ängstlich. „Da fanden doch die schlimmsten Kämpfe zwischen den Tigern und den Truppen statt, stimmt’s?“

„Du meinst, da hinten rollen Panzer oder andere Militärfahrzeuge durch die Gegend?“ Mahalingams Mutter reißt erschrocken die Augen auf.

„Ich weiß nicht, aber das Geräusch klingt nicht nach Panzern. Einer von uns muss nachsehen. Aber eins ist lebenswichtig: nur am Waldrand bleiben! Niemals bis zum Straßenrand laufen, denn da liegen mit Sicherheit Minen!“

Ist der Krieg wirklich vorbei?

Robinson sieht mit Entsetzen, wie Mahalingam sich meldet. Seine Mutter will ihn zurückhalten, aber da ist er schon weg. Robinson steht noch eine Weile unschlüssig da. Dann heftet er sich an seine Fersen. Er möchte nicht als Feigling dastehen. Der Autolärm kommt näher. Als sie einen Wiesenstreifen durch die Bäume schimmern sehen, legen sie sich auf den Boden und robben über die Erde. Vor ihnen liegt eine Straße. Zwei Lastwagen kommen vorbei. Auf der anderen Straßenseite nähert sich ein Bus. Dahinter drei japanische Autos.

Robinson und Mahalingam sehen sich erstaunt an. Von Militärfahrzeugen weit und breit nichts zu sehen. Sie beobachten ein paar Minuten den Verkehr, dann gibt Mahalingam Robinson ein Zeichen für den Rückweg. Vorsichtshalber robben sie wieder ein Stück, dann rennen sie zu den anderen zurück.

„Ganz normale Autos?“, staunen die Erwachsenen. „Dann sind die Kämpfe wirklich vorbei?“ Sie beschließen, in einiger Entfernung der Straße zu folgen. Am frühen Abend stoßen sie auf eine kleine Straße. Vorsichtig treten sie aus dem Wald heraus. Autos brausen an ihnen vorbei. Geschäfte haben ihre Waren auch auf dem Bürgersteig ausgebreitet. Menschen wuseln die Straße rauf und runter. Zwei Männer in blauen Uniformen mit dem Abzeichen der Tigern stehen an einem Zeitungsstand. Niemand scheint sich vor ihnen zu fürchten. Alles sieht normal und friedlich aus.

„Früher um diese Uhrzeit wär’ niemand mehr auf der Straße gewesen“, sagt Mahalingams Onkel. Passanten auf der anderen Straßenseite haben sie entdeckt und winken zu ihnen hinüber. Zögernd überquert die Gruppe die Straße.

„Vanakkam“, begrüßt sie ein Gemüsehändler. „Wo kommt ihr denn her?“

„Aus Nedunkerni“, sagt Mahalingams Mutter.

„Wo sind wir hier?“

„In Mankulam“, sagt der Mann.

„Gibt es hier keine Kämpfe mehr?“

„Nein, vor drei Tagen haben die Tigern und die Regierungstruppen einen Waffenstillstand vereinbart. Hoffentlich gibt es diesmal wirklich Frieden.“

Es ist also wirklich wahr: Die Kämpfe sind zu Ende. Die Flüchtlinge umarmen sich gegenseitig. Die Erwachsenen haben Tränen in den Augen. Sie fallen auch Robinson um den Hals, als wäre er jahrelang mit ihnen durch die Wälder gezogen.

Er haut Mahalingam auf die Schulter: „Mensch, Mahalingam, Jeeva, jetzt könnt ihr wirklich nach Hause!“ Der Junge packt seine Schwester an beiden Händen und tanzt mit ihr über den Bürgersteig. „Wir können wieder nach Hause zurück!“ Jeevas Augen leuchten. „Nach Hause“, sagt sie. Ihre Mutter drückt sie weinend an sich.

„Mein Bruder hat einen Trecker. Der muss heute noch eine Ladung Kokosnüsse nach Mullaitivu bringen“, fällt dem Gemüsehändler ein. „Das liegt doch auf eurem Weg. Er nimmt euch sicher mit. Moment, ich spreche mit ihm.“ Ein paar Minuten später taucht ein

klappriger Trecker mit einem vollbeladenen Anhänger vor dem Laden auf. „Alles einsteigen!“, ruft der Fahrer. „Zwei Kinder können hier vorne bei mir sitzen. Die anderen müssen auf den Anhänger klettern. Haltet euch gut fest. Nicht, dass unterwegs einer von Bord fällt!“

Ein blinder Passagier

Im Nu thront die Gruppe hoch oben auf den Kokosnüssen. Alle schnattern glücklich durcheinander. Plötzlich hält der Trecker an. Robinson reckt seinen Hals. Ein Schlagbaum versperrt den Weg. Zwei Tiger-Soldaten reden mit dem Treckerfahrer. Robinson wird ganz blass. Was, wenn sie nun seine Papiere sehen

wollen? Er hat doch nichts bei sich, um sich auszuweisen. Hektisch blickt er sich um. Die anderen haben inzwischen entdeckt, was los ist. Jeeva stößt ihn nach unten. Die anderen stapeln ihre wenigen Habseligkeiten auf ihm und ein paar Kokosnüsse um ihn herum. Zum Schluss setzt sich Mahalingam einfach auf seinen Rücken.

Die Stimmen der Uniformierten kommen näher. Robinson glaubt zu ersticken. Sein Rücken hält Mahalingams Gewicht nicht mehr aus. Sein Herz schlägt bis zum Hals, seine Zähne klappern. Da pfeift es in seinen Ohren, und er fühlt sich leicht wie eine Feder. Sanft landet er auf dem Boden. Dafür fällt ihm eine Kokosnuss aus der Hand und rollt

polternd über die Holzdielen.

Wieso ist die Straße plötzlich aus Holz? Robinson tastet nach seiner Brille, die er verloren hat. Er ist gar nicht mehr in Sri Lanka. Er sitzt wieder auf dem Dachboden seiner Eltern. Vor ihm liegt das aufgeschlagene Zauberbuch. Das Bild von Mahalingam in seinem Urwaldversteck ist verschwunden. Statt dessen sieht er nun die zwölf Flüchtlinge, die fröhlich winkend auf dem Trecker-Anhänger sitzen und nach Hause fahren.

„Ob es wohl wirklich Frieden in Sri Lanka gibt?“, fragt sich Robinson zweifelnd. Er wünscht es sich von ganzem Herzen für seine Freunde.

